

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	37 (1961-1962)
Heft:	3
Artikel:	Der Beruf des freien Reisejournalisten ist gefährlicher als man denkt
Autor:	Leuenberger, Hans
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1073888

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Beruf des freien Reisejournalisten ist gefährlicher als man denkt

Hans Leuenberger

Immer wieder traf ich auf führende Persönlichkeiten aller Berufsgattungen, die mir gestanden, sie würden gerne mit mir tauschen. Unter diesen befand sich sogar ein König, nämlich König Achmed Zogu von Albanien. Ihn mochte ich noch zu verstehen. Denn einige Minuten nach der Audienz in Tirana verriet mir sein, damals englischer, Polizeioberst, er habe dem hohen Herrn und Gebieter gerade mitgeteilt, daß er ein Jubiläum feiern könne: er habe nämlich jetzt genau zweitausend Bluträcher. Da der König alle Todesurteile selber unterschreiben mußte, betrachteten ihn die Angehörigen und Verwandten der Hingerichteten als persönlichen Gegner und potentielles Opfer der Blutrache, der sie damals noch huldigten. König Achmed Zogu ist dieses Jahr im Exil friedlich gestorben.



Gefährlich ist die Polizei

Da der Reisejournalist sehr oft in Ländern, in denen er nur unzulänglichen Schutz genießt, die Nase in Dinge stecken muß, die ihn nach Ansicht seiner Opfer nichts angehen, setzt er sich Gefahren aus, die von seinen Lesern unterschätzt werden. Das mußte ich schon als Siebzehnjähriger auf meiner ersten Fahrt ins Ausland erfahren, auf der ich erfolglos versucht hatte, mit korsischen Ehrenbanditen zusammenzukommen. In den einsamen Wäldern im Innern Korsikas geschah mir zwar nichts; dafür geriet ich in der Nähe der Hauptstadt

in die Hände der Polizei. Ich nächtigte unweit von Ajaccio, wo ich spät in der Nacht angelangt war, auf einer Wolldecke in meinem leichten Zelt, das ich in den Felsenküsten aufgestellt hatte. Im Morgengrauen weckte mich ein gewaltiger Donner. Ich sprang aus meinem Zelt und stellte fest, daß ich die Nacht zwanzig Meter unterhalb eines Küstengeschützes verbracht hatte. Bald darauf erschien ein Polizist aus Ajaccio und führte mich ab. In der Präfektur behielt man meinen Paß zurück und befahl mir, mich in einem bestimmten Hotel zur Verfügung zu halten, bis mein Fall untersucht sei. Ich war der Spionage verdächtigt. Die Untersuchung ging nach fünf Tagen zu meiner Entlastung zu Ende. Man hatte in meinem beschlagnahmten Gepäck nur getrocknete und gepreßte Pflanzen gefunden, die ich gesammelt hatte, um eine kleine Pflanzengeographie der Insel zu entwerfen. Die französische Marine konnte in Bezug auf ihre Küstenmanöver beruhigt sein.

Als ich darauf hin aus Korsika mit dem Schiff nach Nizza zurückkehrte, befanden sich auf Deck drei junge Amerikaner, mit je drei Pistolen im Gürtel. Auch sie hatten unter den Banditen Korsikas Abenteuer gesucht und – nicht gefunden. Dafür kam nun ein Sturm auf und ich band mich am Geländer des Maschinenschachtes mit einem Seil fest um nicht von Bord geschwemmt zu werden. Nach der Ankunft in Nizza war ich so ermattet, daß ich mich mit meinem Handkoffer auf die großen Kieselsteine des Strandes niederließ und sofort einschlief. Plötzlich aber wurde ich wach gerüttelt. Ein junger Mann fragte mich: «Wol-



Bruno Kessler

len Sie ertrinken?» Nein, das lag natürlich nicht in meiner Absicht, aber ich stellte nun selber fest, daß die steigende Flut schon an meinem Köfferchen leckte und sich meinen Füßen näherte. Ich hatte, wie ich nun feststellte, 36 Stunden auf den Kieseln geschlafen, wohl als Folge der Erschöpfung nach der schlaflosen Nacht auf dem Schiff im Sturm. Irgend eine Nizzaer Zeitung brachte dann den Bericht: «Unser Reporter N. hat einem Schweizer das Leben gerettet, der am Strand eingeschlafen war.» Das war mein erster Kontakt mit der Presse.

Ein Jahr später befand ich mich als Einkäufer einer englischen Südfrüchteimport-Firma in Spanien. Gleichzeitig besuchte ich die Universität von Valencia, befaßte mich mit spanischer Literaturgeschichte und schnüffelte in alten Schriften aus der Zeit der maurisch-spanischen Kämpfe. Ein Studienkollege erobt mich zum Mitarbeiter in einer Monatsschrift, die er herausgab und die unter dem Titel «Color» segelte. Ich besorgte ihm Übersetzungen aus deutschen, englischen und französischen Zeitschriften. Eines Tages verschaffte er mir die Möglichkeit, eine Fahrt in einem kleinen Segelschiff auf die Insel Fermentera zu machen, die zu der Gruppe der Pityusen gehört. Als wir nach stürmischer Fahrt in den Hafen von Grao-Valencia zurückkehrten, wurden wir schnurstracks verhaftet. Die Anklage lautete auf Tabakschmuggel. Meine sauberen Schiffer wanderten ins Gefängnis, da sie seit Jahren algerischen Tabak, der nach Formentera verbracht worden war, ans Festland geschmuggelt hatten.

Ich wurde freigelassen, da es sich herausstellte, daß mich die Schiffer und zwar ohne Wissen meines Studienkollegen, als touristischen Vorwand mitgenommen hatten.

Mein Studienkollege wurde bald darauf griechischer Konsul. Wir, einige seiner Mitstudiierenden, besorgten ihm die Mittel für einen Frack, in dem er sich in Barcelona beim griechischen Generalkonsul vorstellen mußte. Für die Fahrt nach Barcelona mieteten wir ein altes Automobil, das ich steuerte, obwohl ich kaum fahren konnte und nicht wagte, mehr als den zweiten Gang einzuschalten. Der neu gebäckene Konsul brauchte dann noch ein Konsularschild für den Balkon seines gemieteten Zimmers im ersten Stock eines baufälligen Hauses. Die Mittel zu diesem Schild wurden endlich beschafft und wir waren alle stolz, einen Konsul zu unseren Freunden zählen zu können. Die Zeitschrift «Color» ging aber bald darauf ein. Damit war meine erste Zusammenarbeit mit einem Erzeugnis der Presse beendet.

Mit der Zeit fand ich heraus, daß die Risiken sich in dem Maße steigerten, wie mein «berufliches Gewicht». Viel später, im Jahre 1941, also während des Zweiten Weltkrieges, saß ich ein wenig südlicher in einem spanischen Untersuchungsgefängnis. Ich hatte an der Küste zwischen Gibraltar und Malaga, als botanischer Dilettant, der ich war, eine blühende Agave fotografiert. Bald darauf hielt ein rassiges Hanley-Davidson-Motorrad mit einem ebenso flotten spanischen Polizisten vor mir an. Ich mußte ihm nach Algeciras folgen, meine Kamera abliefern und im Polizeigefäng-

LOBENSWERT



Improvisierte Telephonkabine inmitten hübscher neuer Miethäuser an einer sauberen Strasse mit gepflegtem Rasen am Rand einer Schweizerstadt: Kritik konnte nicht ausbleiben. Schleunigst müsse ein «der Höhe der Gesprächstaxen einigermassen entsprechender „Neubau“ her», meinte eine Wochenzeitung.

Wegen der Erstellung einer neuen Zentrale für diese Gegend und langer Lieferfristen konnte die Telephonverwaltung für viele Monate die privaten Anschlusswünsche nicht befriedigen. Der Bauunternehmer, der dieses Nottelephon seinerzeit für die Handwerker errichtet hatte, liess es auf Bitten der Anwohner unter seiner Regie stehen. Die PTT-Verwaltung wollte das normwidrige Häuschen natürlich zunächst abbrechen. Doch konnte sie keinen Ersatz bieten, da genügend Dauerbedarf nicht in Aussicht stehe. Sie kam auf ihren Entschluss zurück und brach die Notkabine nicht ab.

Bauunternehmer und Amtsstelle verdienen für ihre vernünftige Haltung keine Kritik, sondern uneingeschränktes Lob. Wieviel besser würde es um die Lösung unserer Verkehrsprobleme stehen, wenn man sich auch da manchmal zu Notbehelfen entschliessen könnte, die nicht für die Ewigkeit gedacht sind!

nis nächtigen. Am andern Morgen stand ich vor dem Chef der Geheimpolizei. «Sie haben Glück gehabt», sagte er, «man sieht nichts auf Ihren Bildern außer einer Agave und einer Bergwand. Daß man in dieser Bergwand nichts sieht, ist eben Ihr Glück. Dort bauen wir nämlich eine Festung, von der aus wir Gibraltar beschießen werden. Sie ist so gut getarnt, daß sie nicht einmal auf Ihrer Foto sichtbar wurde. Que le vaya bien!» Ich ging und war nicht allzufroh, Mitwisser dieses Geheimnisses geworden zu sein, das höchstwahrscheinlich für die Engländer gar kein Geheimnis war.

Das gleiche Spiel hatte ich schon früher in der Tschechoslowakei miterlebt, als ich in Poprad in der Slowakei den zauberhaft überschneiten Gipfel der Hohen Tatra aus dem Zug fotografiert hatte. Ich nächtigte bei der Polizei in Poprad, die mich hatte verhaftet lassen. Man entwickelte meinen Film und sagte am Morgen: «Glück gehabt. Nur ein Stück Schiene im Vordergrund Ihres Bildes.» Mehr wäre unter die Rubrik «Bahnhofanlagen» geraten, und ich wäre wohl einige Zeit sitzen geblieben.

Als ich für die «Schweizer Illustrierte» eine lange Autofahrt durch das «andere Europa», längs des damaligen «Eisernen Vorhangs» (1935) machte, die vom Schwarzen bis Weißen Meer führte, reihte sich eine Verhaftung an die andere. Das scheint nun einmal zu meinem Beruf zu gehören. Es ist zum Polizist werden!

Am Dnjestr-Strom in Rumänien hat es begonnen. Ich schwamm in die Strommitte, um eine der Grenzbojen zu betrachten, als von der sowjetrussischen Seite her ein Schuß das Wasser neben meinem Kopf aufpeitschte. Ich schwamm sofort ans Ufer, wo ich jedoch gleich von einem rumänischen Grenzsoldaten in Gewahrsam genommen wurde. Bukarest gab die Weisung, mich freizulassen.

In Irboska am Peipussee im damaligen Estland, fotografierte ich einen russischen Wachturm, auf dem ein Dutzend Bajonette in der Sonne glühten und zeltete darauf auf einer Halbinsel des riesigen Sees. Eines Nachts suchte mich ein Mädchen aus dem nächsten Dorf auf und warnte mich in russischer Sprache: «Fahre sofort weg. Die Sowjetrussen holen dich heute nacht mit einem Motorboot.» Ich packte meine Sachen und fuhr davon. In Narva wurde ich dann durch Esten verhaftet, als ich auf einer Brücke, die über den Narva-Fluß führte, eine russische Lokomotive foto-

grafierte, die damals täglich mit einem Wagen bis auf estnisches Gebiet fuhr. Nach einem halben Tag war ich wieder frei. Ich hatte den Umgang mit grimmigen Beamten der Geheimpolizei jetzt schon ein wenig erlernt und war für weitere Abenteuer so etwas besser gerüstet.

Kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gelangte ich in die südlichste Provinz Chinas, nach Kwang-si. Dort war ein General, Pai Tschung Si, der starke Mann. In dieser Hauptstadt Kweiling, wurde ich verhaftet, als ich in den Straßen filmte. Der Allgewaltige stand vor mir. Ich händigte ihm das Empfehlungsschreiben aus, das ich von der chinesischen Botschaft in Bern erhalten hatte. Pai lächelte: «Das Schreiben stammt vom Vertreter meines Gegners Tschangkaischek. Es wäre besser, Sie besäßen ein Schreiben vom Herrn dieser Provinz Kwang-si». Ich antwortete: «An wen muß ich mich wenden?» Er: «An mich!» Mit seinem Empfehlungsschreiben gelangte ich dann ins Machtgebiet seines Gegenspielers Tschangkaischek. Vor Überschreitung der Grenze vernichtete ich allerdings den Brief des Generals Pai Tschung Si's.

Und am Rande der Wüste Gobi geriet ich in die Hände des chinesischen Kommandanten einer Stadt, die vor der Großen Chinesischen Mauer lag. Ich hatte am Rande eines Sumpfes, in dem ich mit meinem Automobil stecken geblieben war, im Wagen geschlafen. Anderntags erschien der Stadtkommandant mit einem Hundert Soldaten. «Sie sind ein japanischer Spion, wenn nicht gar ein Japaner!» herrschte er mich an. «Sie gehören zum Spionagevortrupp des mongolischen Prinzen Teh Wang, der mit zweitausend Mann hinter der Chinesischen Mauer sein Lager aufgeschlagen hat.» Ich fühlte mich irgendwie geehrt, daß man mir so viel Verwegenheit zudachte. Nach einigen Stunden erschien ein schwedischer Missionar, der bezeugte, daß ich weder ein Japaner noch ein Spion sei. Ich war frei.

In Japan selber besuchte mich ein Oberst der japanischen Geheimpolizei «Kempetai». Er erklärte mir: «Ich muß Sie überwachen. Sie gehen mit drei Kameras herum und sind deshalb der Spionage verdächtigt. Versprechen Sie mir, daß Sie mir alle zwei Wochen einen Rapport über Ihre Reisen innerhalb Japans überreichen, und ich lasse Sie in Ruhe. Sie finden mich immer, wenn Sie Hilfe benötigen in der Ginza, Seitenstraße N., im zweiten Stock, wo ich Schach spiele.»



Verhaftungen im Schwarzen Erdteil

Ich bin mit meinen Verhaftungsbeispielen noch nicht zu Ende. Machen wir einen Sprung nach dem dunklen Kontinent. In Äthiopien bin ich etwa ein Dutzend Mal verhaftet worden, immer beim Versuch zu fotografieren. Das Objektiv einer Kamera gehört wohl in den Bereich des «bösen Blicks», vor dem sich Afrikaner ganz besonders fürchten.

Ich will nur einen Sonderfall aus Äthiopien beschreiben. Wohl versehen mit dem äthiopischen Visum des Generalkonsulats in Zürich flog ich von Addis Abeba nach Gore im weiten Westen des Landes. Kaum war ich ausgestiegen als schon drei äthiopische Polizisten mit aufgesteckten Bajonetten auf meinen Rücken und meine Brust zeigten. «Paß!» rief einer. Ich händigte das Dokument aus, und wie ich aus seiner finstern Miene schloß, schien ihm etwas nicht zu gefallen. In diesem Augenblick hörte ich hinter mir eine englische Stimme: «Sie sind mein Gast, verstanden! Kommen Sie sofort.» Ich drehte mich um und blickte in die stahlblauen Augen eines Engländers, dessen großer, roter Schnurrbart zitterte. Er zog mich in sein Automobil und fuhr ab. Grimmige Blicke der Polizisten folgten uns.

«Diese Äthiopier lieben es, mir zu zeigen, daß ich auf ihren guten Willen angewiesen bin, und sie freuen sich, wenn sie mir Schwierigkeiten bereiten können», sagte der Engländer zu mir; «ich ergreife daher gerne eine Gelegenheit, um ihnen ebenfalls eins auszuwischen. Eine solche Gelegenheit hat sich heute durch Ihr Erscheinen geboten!»

Ich blieb fünf Tage bei dem britischen Konsul für Westabessinien, als den ich meinen Gastgeber kennen lernte. Sein Konsulat war extraterritoriales Gebiet. Der Gouverneur der Provinz verlangte meine Auslieferung, die der Konsul verweigerte. Ich hätte kein Provinzvisum der Polizei, hieß es da. Mein Paß ging mit dem nächsten Flugzeug nach Addis Abeba. Mir wurde das Warten bald zu langweilig, ich wollte mich in der Gegend etwas umsehen, für den Fall, daß ich zur Rückkehr gezwungen würde. Aber sofort umringten mich etwa zwanzig Polizisten, die sich hinter Büschen versteckt gehalten hatten. Die Beamten führten mich zum Polizeiposten von Gore ab. Dort ver-

brachte ich von etwa dreißig Polizisten umgeben im Amtsraum einige Stunden. Man wartete auf den Polizeichef. Als es Abend wurde, entschloß ich mich zu einem Fluchtversuch. Ich ging langsam gegen die Tür und dann hinaus. Erstaunt folgten mir die Blicke der Polizisten. Als ich etwa dreißig Meter vom Polizeiposten entfernt war, folgten mir ebenso langsam etwa zwanzig Mann. Plötzlich rannte ich und erreichte das Tor des Konsulats, bevor mich meine Verfolger erwischten. Ich war vorderhand wieder in Sicherheit. Am folgenden Morgen verschwand ich mit einem Diener des Konsuls und zwei Maultieren im nahen Urwald, während sich die Polizisten beim Morgengebet in der koptischen Kirche befanden. Nach fünf Tagen kehrte ich zurück und fand auf dem Konsulat meinen Paß vor, wohlversehen mit dem nötigen Polizeivisum. Der äthiopische Gouverneur verweigerte mir aber trotzdem die erbetene Audienz und das, obwohl ich von einem Staatsminister des äthiopischen Kaisers ein Handschreiben mitführte, das mich allen Beamten des Reiches empfahl. Erst als ich die amharische Schrift erlernt hatte und anhand eines Wörterbuchs mein Empfehlungsschreiben entziffern konnte, fand ich heraus, warum es mir so wenig geholfen hatte. Es stand darin eine Fußnote: «Man hindere den Träger dieses Schreibens am Fotografieren.»

Ganz im Süden Äthiopiens, in der Provinz Borana, wies ich ein anderes Empfehlungsschreiben vor. Einer der mächtigsten Generäle des Kaisers, Chef der Truppen in Dessié, hatte es mir ausgehändigt. Zwei Wochen waren in Borona nach der Überreichung dieses Schreibens vergangen, als der dortige Gouverneur mit dem ich mich angefreundet hatte, lächelnd erklärte: «Jetzt kann ich es Ihnen verraten: Der General, der Ihnen die Empfehlung an mich gegeben hatte, sitzt seit genau zwei Wochen im Gefängnis. Er ist in Ungnade gefallen.»

Der Leser wird sich fragen, was man wohl vorkehren müßte, um solchen Unannehmlichkeiten zu entgehen. Ich kann nur eines antworten: es hilft alles nichts. Man bedenke im übrigen, daß laut einer Untersuchung der amerikanischen Wochenschrift «Time» (Januar 1961) auf der Erde heute 145 Staaten existieren, von denen nur 35 eine freie Presse genießen. Wer als Journalist einigermaßen geschützt reisen will, kann dies nur erreichen, wenn er bei einer der mächtigen Nachrichtenagenturen

eine Stelle sucht und damit aber auch einen Teil seiner Freiheit aufgibt, eine eigene, wenn vielleicht auch falsche Meinung zu vertreten.



Banditen, Rebellen, Räuber

Damit sind wir schon bei der Politik. Die politischen Mächte sind alle darauf aus, ihre Ideologien oder Ansprüche einer weiten Welt zu vermitteln und versuchen, zu diesem Zweck ausländische Journalisten einzuspannen. Mancher kann dem Versuch nicht widerstehen und wird dann zum politischen Agenten, also zu dem, was man auch auf wirtschaftlichem Gebiet als «public relations' officer» bezeichnet, eine Art Beamter, der zur «Stimme seines Herrn» geworden ist.

Ich denke in diesem Zusammenhang an ein Erlebnis in Afghanistan, als ich vor wenigen Jahren im Flugzeug von Nordostafrika über Arabien nach Kabul flog. Der Presse-Präsident (es gibt viele Präsidenten in Afghanistan) lud mich zu einem «Fest» ein. Als ich mit meiner Kamera vor dem Grabmahl des Großmoguls am Rande von Kabul erschien, traf ich eine Schar grimmig dreinschauender, langhaariger Männer vom Stamme der Wasiris und Nuristani, also jener Nomaden- und Bergbauerngruppe, die schon zu englischen Zeiten zwischen Indien und Afghanistan um ihre Unabhängigkeit kämpften und von beiden Seiten ständig Geldzuwendungen erhielten. Sie formten eine Viererkolonne. Ein bildschöner, schwarzhaariger Jüngling trug die Fahne eines Staates voran, die die drei Gipfel des höchsten Massivs des Hindukusch zeigte. Darunter stand: «Pashtunistan». Pashtunistan war also ein Staat, der erst in den Köpfen einiger Afghanen spukte. Ein afghanischer Fotograf versuchte, mich mit der Fahne auf ein Bild zu bringen. Vermutlich brauchte man einen «internationalen» Rahmen für die Demonstration, die gegen Pakistan gerichtet war. Da ich jedoch vorhatte, auch einmal nach Pakistan zu reisen, hüttete ich mich auf der politischen Fotografie in Erscheinung zu treten. Ich wischte aus. Das erregte den Ingrimm des Präsidenten der Presseabteilung des Königs. Von nun an wurde ich ständig durch einen Hauptmann der Geheimpolizei überwacht. Erst bei meiner Abreise kam dieser zu mir und bat mich, ihm für

seinen Sohn gelegentlich schweizerische Briefmarken zu senden. Das habe ich gerne versprochen und auch getan.

Manchmal ist der Reisejournalist gezwungen, sich um seine Haut zu retten, sogar mit Banditen einzulassen. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg durchreiste ich im Automobil ganz China, das damals von großen Banditen heimgesucht wurde, die sich zum Teil politisch tarnten und später auch teilweise in die Armee Maotse-tungs eingereiht wurden. Ich kam gegen Abend in ein kleines Dorf zwischen Nantschang und Tschangscha und hörte von den eingeschüterten Chinesen, daß eine zweitausend Mann starke Bande im Anmarsch sei. Einer der Chinesen lud mich ein, bei ihm zu nächtigen. Er nahm die senkrecht angeordneten Bretter der vorderen Wand seines Hauses heraus, damit ich mit meinem Wagen in einen seiner Räume einfahren konnte. Dann setzte er die Bretter wieder ein. Ich befand mich ... in seinem Schlafzimmer. Links und rechts vom Wagen standen Betten und an der hinteren Wand tickte eine uralte Wanduhr. Bald schon zogen die Banditen lärmend ins Dorf. Ich mußte durch einen ihrer Helfer im Dorf gemeldet worden sein. Denn schon nach einer Stunde klopft es und ein bis an die Zähne bewaffneter Bandit, wurde eingelassen. Er nahm mich mit. Ich wurde vor den Bandenchef gebracht, als dieser gerade in einer christlichen Kirche seine Suppe löffelte, die auf einem Feuer aus Kirchenbänken gekocht worden war. In meinem Gepäck wurde unglücklicherweise ein Band Laotse gefunden. «Sind Sie ein Bewunderer Laotses?» fragte mich der anscheinend belesene General und Anhänger Maotse-tungs. Ich hatte schon vorher die von seinen Banden zerstörten taoistischen Tempel gesehen und ahnte Böses. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich eben beabsichtigte, mir auch Konfutse vorzunehmen und zu versuchen, dann die Bilanz zu ziehen. Lächelnd nahm der General dies zur Kenntnis. «Auf Wiedersehen im Peking!» sagte er und entließ mich.

Bei den Banditen in Eritrea, der ehemaligen Kolonie Italiens im Norden Äthiopiens, ging es mir nicht besser. Ich sprach mit ihnen englisch und tat als ob ich das Italienische nicht verstände. «Sie sind ein guter Mann», sagte ein Bandenchef. «Sie helfen den Kranken und Verwundeten» und zeigte auf das Schweizerkreuz auf dem Nummernschild meines Automobils. Ich wußte erst jetzt, warum mich die

Leute nie aus ihren Hinterhalten angeschossen hatten.

Als ich in Kenia den Aufstand der Mau Mau für die amerikanische Zeitschrift «Life» studierte, traf ich den Führer der Kikuyu, der diese Geheimgesellschaft organisiert hatte: Jomo Kenyatta, der übrigens inzwischen von den Engländern wieder freigelassen wurde. Er versprach mir, mich persönlich durch das ganze Land der Kikuyu zu führen. Sein Sekretär notierte meinen Wohnort ganz genau und sagte mir daraufhin: «Wenn wir die Weißen in Nairobi umbringen, werden wir dich schützen. Deshalb brauchen wir einen genauen Plan deines Hauses.» Die englischen Behörden behandelten mich später während einiger Wochen mit einem gewissen Mißtrauen.

Ich mußte Ende 1944 in Jugoslawien ähnliches erfahren, als ich in die Hände der Tito-partisanen geriet. Ich hatte versucht, über Land von Zagreb nach Dubrovnik (Ragusa) zu gelangen und befand mich plötzlich im Partisanengebiet. «Kaufe uns zehn Abschnitte der Befreiungs-Anleihe ab, und du wirst gut durch unser Gebiet kommen», sagte mir der Chef einer Gruppe von Partisanen. Ich folgte seinem Rat und mußte später sorgfältig darauf achten, daß nicht die kroatischen Nationalisten die Papiere in meinem Gepäck vorfanden.

Nicht einmal vor Zigeunerkölingen ist ein Reisereporter sicher. In Polen suchte ich den Zigeuner König Kwiek II, den «König aller Zigeuner», wie er sich nannte. Ich fand ihn nicht und fragte auf der Polizei in Lemberg, in Galizien, nach ihm. Er war nicht zu finden. Ich fuhr weiter nach Warschau. Auf der schweizerischen Gesandtschaft lag ein Telegramm des Königs Kwiek II, an den Präsidenten der Schweiz gerichtet. Darin beklagte er sich über einen schweizerischen Journalisten, der ihn, einen König, bei der Polizei suchen ließ und verlangte Genugtuung, auch in einer Geldsumme. Das diplomatische Zwischenspiel verlief harmlos.

Weniger gemütlich ging es auf dem 3000 m hohen Berg in der Nähe von Nefasit am Osthang von Eritrea zu, wo ich beinahe gesteinigt worden wäre. Mit einem Freund und seiner Nichte, die er unvorsichtigerweise auf ihr Drängen hin mitgenommen hatte, stieg ich in einigen Stunden zu einem koptischen Kloster hinauf. Das Mädchen trug kurz geschnittenes Haar und Hosen und behauptete, damit genügend als Mann getarnt zu sein. Aber die kop-

tischen Novizen hatten scharfe Augen und entdeckten den Versuch, ein heiliges Gesetz zu verletzen, das jeglichem weiblichen Wesen (Hühner inbegriffen) den Zutritt zum Kloster bei Todesstrafe versagte. Fünfzig Novizen standen im Kreise um uns herum. Jeder hatte einen Stein in der Hand bereit, die Frau zu steinigen. Mein Freund sprach die amharische Sprache, da er in Äthiopien geboren und aufgewachsen war. Wir ergriffen unsererseits einige scharfkantige Steine und ließen die Männer wissen, daß wir unser Leben teuer verkauft würden. Als der Vorsteher des Klosters auftauchte, folgten Verhandlungen. Sie dauerten sechs Stunden. Ergebnis: Wir verpflichteten uns, dem Kloster eine vergoldete Bibel zu schenken, die der koptische Bischof in Asmara vorher heiligen sollte. Die Mönche ihrerseits bereiteten sich darauf vor, durch ein Rituell von drei Tagen und drei Nächten den durch ein weibliches Wesen entheiligten Boden des Klosterhofs zu reinigen. Die versprochene Bibel kostete uns dann mit einem Obulus an die Kirche inbegriffen – etwa dreißig Franken.



Neuigkeiten, von denen man besser nichts weiß

Auch der wirtschaftliche Bezirk kann für den Reisejournalisten ein Dorngestrüpp sein. Mein erstes Erlebnis in diesem Arbeitsfeld spielte sich auf der Insel Du Levant im Mittelmeer ab, auf der sich eine Nudistenkolonie eingerichtet hatte. Zufällig fand ich heraus, daß einer der größeren Landeigentümer der Insel seinen Besitz dadurch mehr als verdoppelt hatte, daß er eine gefälschte Karte der Insel hatte anfertigen lassen. Einer seiner Komplizen verstand es, die echte Karte aus dem Kataster in Toulon, zu dem die Insel verwaltungsmäßig gehört, durch eine falsche Karte zu ersetzen. Ich schrieb über diesen Fall eher ahnungslos in einer schweizerischen Monatsschrift. Bald darauf besuchte mich in Zürich ein mysteriöser Herr und ließ mich wissen, daß ich ein Kind des Todes sei, falls ich meine Behauptung nicht sofort in der nächsten Nummer der Zeitschrift widerrufe – was ich tat, denn die Geschichte schien mir nicht wert für sie mein Leben zu riskieren.

Ähnlich erging es mir mit einem «Goldmacher», der sich an der italienischen Riviera nie-

dergelassen hatte und dessen Machenschaften ich glaubte aufzudecken zu müssen.

Im kleinsten Häuschen von Prag, in der Altstadt neben dem Hradschin (der Burg) besuchte ich eine ältere Dame, die als die berühmteste Wahrsagerin Europas herumgeboten wurde. Madame Pruschowa – oder Madame de Thèbe, wie sie sich nannte, behauptete mir gegenüber, sie zähle auch bekannte schweizerische Persönlichkeiten zu ihren regelmäßigen Kunden. Dann aber kam sie auf ihren Sohn zu sprechen, der während der russischen Revolution in Sibirien verschollen sei. Durch Divination habe sie den Ort gefunden, an dem er noch lebe. Sie gab mir die Kartenskizze, auf der ein Kreuz diese Örtlichkeit unweit der Grenze der Mandschurei bezeichnete. Ich versprach ihr, den Aufruf in einer japanischen Zeitung des damaligen Gebietes von Manchakuo zu veröffentlichen. Daraufhin gestand sie unter Tränen, sie übe ihren Beruf nur zur Erhaltung ihrer Existenz aus. Ich mußte ihr dann versprechen, ihr Geheimnis zu wahren, was ich auch bis zu ihrem Tod tat.

Ich gehöre zu den «Schnecken», daß heißt zu den langsam reisenden Journalisten. Und das ist die Ursache, daß jene meine Berichte, die am besten gewesen wären, überhaupt nie erschienen sind. Ich habe freiwillig auf ihre Veröffentlichung verzichtet. Reist ein Reisejournalist nämlich langsam und bleibt lange genug an einem Ort, um aus unpersönlichen Bekanntschaften Freundschaften werden zu lassen, so bringt er es einfach nicht mehr fertig, etwas zu berichten, was seinen Vertrauten schaden könnte. Und gerade interessante Tatsachen wiegen meistens schwer genug, um die Beteiligten zu schädigen. Dem «rasenden» Reporter bleiben solche Gewissenskonflikte erspart.

Ich denke dabei etwa an Ausländer, die mir in Mexiko private Sammlungen archäologischer Kunstwerke zeigten, die sie auf illegalem Weg erstanden hatten. Oder an den Häuptling eines Stammes in Nordostafrika, der mir verriet, daß in nächster Zeit ein benachbarter Häuptling zu ihm auf Besuch komme und daß er ihn gefangennehmen werde. Noch gefährlicher ist natürlich das Wissen um militärische Geheimnisse. In Dnjepropetrowsk in Südrussland erzählte mir ein deutscher Major, der als Verwalter einer sowjetrussischen, eroberten Fabrik eingesetzt worden war, daß er dort jetzt eine gewisse Art Bomben fabriziere. Ich

bat ihn, mir darüber lieber nichts zu erzählen, da er es sonst vielleicht nachträglich bereue und mich verhaften lasse. Freunde in Addis Abeba ließen mich in das Intrigennetz hineinsehen, das um den Negus gesponnen wurde oder englische Polizeikommissare in afrikanischen Kolonien gestatteten mir an Polizeigerichtsverhandlungen teilzunehmen, in denen allerlei Geheimnisse über den Schmuggel über die kolonialen Grenzen offenbar wurden, die ich den Schmugglern hätte mitteilen können. Diese Liste ließe sich um Dutzende von Beispielen verlängern.



Eine Lehre für mein ganzes Leben

Schon früh mußte ich erkennen, welches Unheil Ungenauigkeiten in Zahlen oder Übersetzungen hervorzurufen vermag. Ich begann meine berufliche Laufbahn in der «Associated Press of America», der größten Nachrichtenagentur der Welt, und zwar im Berliner Büro, in dem ich ein Jahr lang wirkte und vor allem auch die südamerikanischen Presseberichte besorgte, die in spanischer Übersetzung gesandt werden mußten.

Zu Beginn meiner Tätigkeit hatte ich oft Nachtdienst und befand mich allein im Büro. Eines Nachts – es war im Jahre 1931 – kabelte ich die Nachricht nach New York, daß Deutschland eine gewisse Menge Getreide zu kaufen gedenke und hatte dabei die Anzahl der Tonnen um eine Null zu hoch angegeben. Da kam aus Chicago ein Blitztelegramm: «Getreidekurs scharf angestiegen. Ersuchen um sofortige Bestätigung der Tonnagezahl.» Auf meine Korrektur fiel der Getreidepreis an der Chicagoer Börse unter das vorherige Niveau.

In einer andern Nacht hatte ich einen Bericht aus Warschau ungenau übersetzt, so daß «Ausnahmerecht (exceptional law) für die Zivilbehörden» zu einem schärferen «Standrecht» (martial law) geworden war. New York kabelte zurück: «Washingtoner Polnische Botschaft protestiert, da polnische Staatspapiere infolge Standrechtmeldung um zwei Punkte gefallen.» Auch da vermochte die Korrektur die polnischen Papiere nicht mehr auf ihren vorigen Wert zurückzuheben. Nirgends so wie bei dieser Nachrichtenorganisation wurde mir

bewußt, Welch wichtige Rolle die Genauigkeit bei der journalistischen Arbeit spielt. Ich habe diese Lehren mein ganzes Leben lang beherzigt. Aber das schützte mich nicht vor den Folgen der Mißgriffe einiger meiner Kollegen.

Als ich von Kabul nach Saudi-Arabien flog, verweigerte mir der arabische Botschafter in Afghanistan das Visum. Fünf amerikanische Journalisten, wurde mir erklärt, hätten den König Ibn Saud interviewt und ihm dann falsche Aussagen unterschoben. Seine Majestät hatte daraufhin wütend kurzerhand alle Visa für Presseleute gesperrt. In meinem Paß stand denn auch geschrieben: «Nicht ermächtigt, das Flugzeug auf arabischem Boden zu verlassen. Nur Transit». Aber ausgerechnet unser Flugzeug mußte dann wegen Motorschadens zur Überholung im arabischen Hafen Djiddah bleiben. Während der vierzehn Tage unfreiwilligen Aufenthalts erschien bei mir täglich ein Polizist und fragte: «Wann reisen Sie endlich ab?» Man wollte mich nach Syrien, Indien oder nach Australien auf den Weg bringen. Ich weigerte mich und sagte, in diesem Fall müsse man mich mit Gewalt verfrachten. Endlich, nach zwei Wochen, fand ich einen Flugzeugplatz über das Rote Meer nach Äthiopien.



Glück im Pech

Auch mit den Kriminellen aller Kontinente kam ich oft in die Quere. Nur ein Fall: In den östlichen Urwäldern von Burma fuhr ich in meinem Automobil, nach Einbruch der Dunkelheit, rückwärts in eine Waldlichtung, in der ich übernachten wollte. Plötzlich knackte es. Mein Wagen steckte schief in einer etwa drei Meter tiefen Grube. Im Lampenschein stellte ich fest, daß ich durch eine mit Ästen sorgsam zugedeckte Leoparden-Fanggrube gebrochen war. Zunächst einmal schlief ich im schiefstehenden Wagen. Am frühen Morgen machte ich mich an die Arbeit und grub eine Rampe aus der Grube. Zwei Tage lang arbeitete ich, ohne daß ein Mensch aus dem dichten Dschungel

Foto: Martin Glaus
Waldweihnacht

gel auftauchte. Als ich in der dritten Nacht im Wagen schlief, weckte mich ein lautes Klopfen an der Wagenseite. Im Schein meiner Handlampe sah ich burmesische Polizei in farbenfreudiger Uniform. Ich ahnte Böses, denn ich wußte, daß die Polizei im Auftrage der englischen Kolonialverwaltung und der Opiumkommission des damaligen Völkerbundes einer burmesischen Schmuggler-Organisation das Handwerk zu legen versuchte und die Urwälzer im Osten Burmas durchkämmte. Da auch Weißrussen in der Organisation tätig waren, mochte man mich zu diesen zählen.

Am Morgen, als wir den Wagen endlich auf die Oberfläche gebracht hatten, führte mich die Polizei dem «Blauen Juwel» (Raha Matayama), dem Fürsten von Kengtung vor. Ich stand wirklich unter der Anklage des Opiumschmuggels. Der Fürst nahm mich zur Seite und sagte: «Sie sind mir sympathisch. Meines Vaters Leiche ist draußen aufgebahrt. Er starb kürzlich, angeklagt, eine große Organisation für Opiumschmuggel aufgebaut zu haben. Zur Strafe wurde er von den Engländern dazu verurteilt, als Leiche sechs Monate ohne Begräbnis aufgebahrt zu bleiben. Bis dahin kann ich die Nachfolge als Herrscher nicht antreten. Wenn Sie irgend etwas brauchen, lassen Sie es mich wissen.» Der Leser sieht, daß sogar ein Reisereporter gelegentlich Glück haben kann.

In Eritrea verursachte ich später sogar einmal beinahe die Absetzung des muselmanischen Großmufti, des politischen Führers der Gefolgschaft Mohammeds in jenem Land. Ich hatte mich mit ihm angefreundet und ihn um die Erlaubnis gebeten, seine Gemeinschaft beim Gebet in der Hauptmoschee filmen zu dürfen. Er gestattete es. Am folgenden Tag traf ich ihn auf der Straße. Er war sehr niedergeschlagen. «Die Ältesten unserer Gemeinde fordern meine Abdankung, weil ich das Gebetshaus durch einen Christen habe verunreinigen lassen. Überdies habe ich es zugelassen, daß entgegen den Vorschriften im Koran ein Abbild des Menschen hergestellt worden sei», erklärte er mir. Man sieht, nicht nur dem Journalisten drohen allerlei Gefahren, sondern oft auch jenen, die mit diesen gefährlichen Spezies Menschen, deren Beruf auf Neugierde beruht, zu tun bekommen. Die Auseinanderset-

zung mit den Ältesten dauerte etwa 3 Monate. Sie führte dann aber schließlich zum Rückzug der Forderung auf Abdankung des Großmuftis.

Unangenehmes konnte ein Fotograf etwa erleben, wenn eine seiner Magnesium-Blitzlampen vor dem Gesicht einer fürstlichen Persönlichkeit platzte. Ich verwendete grundsätzlich nie solche Lampen. Dafür aber hatte ich allerlei Sorgen mit meinem elektronischen Blitzgeräten. Der König von Tigrai, Ras Seyoum, der kürzlich beim Aufstand gegen den Negus ermordet worden ist, hatte neben der Königin auf dem Throne seines Landes, im Norden Äthiopiens, würdevoll Platz genommen. Der Elektronenblitz stand bereit. Doch er blitzte nicht, es blieb dunkel. Ich versuchte es ein zweites und drittes Mal, ohne Erfolg. Glücklicherweise hatte ich den Gedanken, die Kamera rasch auf ein Stativ zu montieren und eine lange Expositionszeit zu wählen. Die königlichen Hoheiten hatten mein Ungemach nicht bemerkt und erhielten dann ein schönes Erinnerungs-Porträt. Das Blitzgerät hatte mich fast tausend Franken gekostet und funktionierte nie recht. Heute kostet ein besseres und zuverlässigeres Gerät nur noch etwa 150 Franken. Der berufliche Journalist muß technisch immer vorne stehen und daher Prototypen neuer Geräte kaufen, die rasch veralten. Die Zeit naht, wo sich dies nur noch finanzielle Großagenturen werden leisten können. Ganz besonders im Hinblick auf die Mitarbeit am Fernsehen, das in den kommenden Jahren wohl nur noch synchron aufgenommene Filmberichte übernehmen wird. Das erfordert kostspielige Film- und Tongeräte, die sich der freie Reisejournalist kaum mehr leisten kann.

Wir sehen: die größten Gefahren für meinen Beruf sind weder reißende Tiere, noch Polizisten, noch tropische Krankheiten, noch Banditen und ungeschützte Straßen. Viel gefährlicher sind jene Faktoren, die sich aus der Technisierung und Industrialisierung der Berichterstattung in Wort, Bild, Film und Ton ergeben und die dazu führen werden, daß der freie, unabhängige Reisejournalist bald der Vergangenheit angehören wird. Ich selber hoffe, daß mir meine berufliche Erfahrung und meine weltweiten Verbindungen erlauben werden, meinen – obwohl strapaziösen – doch schönen und freien Beruf auch weiterhin ausüben zu können.

Foto: Paul Senn †
Die Hirten auf dem Feld